

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Wie lieb ich dich —

Von H. v. Schwarz.

Die frischen Aeder liegen kahl und weit,
Und Dunkelheit senkt sich mit schweren
Regenwolken
Aufs braune Feld.
Nein Stern, der diese Nacht erschellt,
Ein Windstoß nur, der übers Brachfeld
fliegt.
Ich geh den schmalen Weg, der vor mir
liegt,
Ich geh ihn ganz allein und ganz ver-
loren.
Und weiter bleibt die Welt zurück.
Wie mild nun auch der Sturm im fri-
schen Erdreich wühlt,
Der Regen niederläßt in Nacht und
Dunkelheit —
Ich hab an diesem Abend erst so recht
gefühlt —
Wie lieb ich dich, du wunderbare Ein-
samkeit.

Zur rechten Zeit.

Skizze von Ant. Andea-Carel.

Die Atmosphäre im Hause war wie um einen Schwertkanten: trüb und geladen voll banger Erwartung. Sorgenvoll verließ der Magistratssekretär morgens das Haus und kehrte mittags verächtlich heim. Seine kleine Frau quälte sich nachts durch einen unruhigen Schlaf und ging tags verzagt ihren Pflichten nach. Nur derjenige, den es eigentlich betraf, erschien durchaus unbelümmert. Wie unter normalen Verhältnissen sah er seine Mahlgäste, stand morgens nicht vor dem zweiten Becken auf und bestundete im übrigen eine absolute Gleichgültigkeit gegen das, was ihm bevorstand: das Abiturientenexamen.

„Neußer dich wenigstens mal über deine Aussehen“, bedrängte der Vater ihn gelegentlich. „Hoffst du überhaupt durchzukommen?“

Der schmalausgeglichene Primaner zuckte die Achsel: „Wer kann das wissen? Ich tagiere meine Arbeiten durchschnittlich auf genügend. Aber es kommt ja doch nur darauf an, wie man im entscheidenden Augenblick disponiert ist.“

„Man, man!“ fuhr der Magistratssekretär ihn nervös an. „Meinst du damit meinen Herrn Sohn oder seine Examen?“

Wieder das irritierende Achselzucken. „Alle beide, meinnetwegen!“ Ueber die Frau entlud sich nachher das Gewitter. „Nicht eine Spur von sittlichem Ernst legt der Junge an den Tag! Mit dieser indolenten Gemüthsart bringt er es nie zu etwas. Aber er mag es sich hinter die Ohren schreiben: bleibt er mir im Examen hängen, kann er Schuster oder Schneider werden. Für eine akademische Laufbahn reicht's dann wieder bei ihm noch bei meinem Geldbeutel.“

Herr Markwart fand im Begriff auszugehen. Er hatte sich verpflichtet, einen scheidenden Kollegen durch einen Abschiedsbesuch zu besuchen. Verrückt, daß ihm durch seinen Sohn die Laune verdorben wurde, schärfte er seiner Frau ein, ihn nicht von der Arbeit abzulenken.

„Er braucht nicht erst groß zu Abend mit dir zu tafeln. Es würde ihn nur unnütz zerstreuen. Schick ihm sein Essen hinein, und damit gut.“

„Wißt du ihm nicht Adieu sagen?“ warf die Frau resigniert ein.

„Und ihm gleich wieder eine Veranlassung zur Unterbrechung geben? Nein. Man muß konsequent sein.“

Als er fort war, begab Frau Markwart sich in die Küche, um eigenhändig das Abendbrot für ihren Sohn zuzubereiten. Am liebsten hätte sie es ihm auch selbst gebracht; doch eingedenk der Ermahnungen ihres Mannes schickte sie es mit dem Dienstmädchen hinein. „Meine“, sagte dieses, als es zurückkam, „der junge Herr ist aber mächtig fleißig. Ich hab' ihm das Tablett auf 'n kleinen Schrank gestellt. Woanders hat er keinen Platz mehr vor lauter Büchern. Er hat aber nicht mal aufgetischt. Die Feder stog man so über das Papier, so hat er geschrieben.“

Einstam sah Frau Markwart nachher in der Wohnstube und würgte an einem Brötchen, das durchaus nicht schmecken wollte. Gräßlich, solche Examenzeit! Als vor Jahren sie vor ihrem Lehrentenexamen gestanden hatte, war sie mutiger gewesen als jetzt, obgleich damals für sie, die junge Witwe, wohl mehr davon abhing als heute für ihren Sohn. Nicht denken mochte sie an die Folgen, wenn ihr Sohn durchfiel; der Jern und die Enttäuschung des Vaters dann! Was würde der arme Junge alles zu hören bekommen, und wie beschämt würde er sich fühlen, nicht nur vor seinen erfolgreicheren Mitschülern, sondern auch vor Freunden und Bekannten. Denn daß er es, das alles nicht zu Herzen nehmen würde, glaubte sie nicht.

So kam er herein. Die Mähe in der Hand und auf der Züschweife stehend, sah er gleichmütig: „Ich

geh ein bißchen an die frische Luft, Mutter, vielleicht auch zu Walter Harburg heran, wegen einer mathe-matischen Aufgabe. Mir ist ganz bösig im Kopf!“

Der Mutter fuhr ein Schreck durch die Glieder. Es kam von ihrer ewigen Furchtsamkeit und Feigheit, die ihr in ihrer eigenen Familie nie einen Widerspruch gestatteten.

„Ohne Ueberzieher, Heinz, bei dem rauhen Wetter?“ Es war alles, was sie dagegen einzuwenden wagte, obgleich sie wußte, daß ihr Mann ihr nachher schwere Vorwürfe machen würde.

Der Jüngling hatte die Tür bereits geschlossen. Sie hörte ihn auf der Diele pfeifen: „Puppchen, du bist mein Augenstern!“ — vergnügt, wenn nicht frech. Dann schlug die Thür an, und im Haus wurde es still, unheimlich still.

Der Frau klang das abschlechtige Pfeifen in den Ohren nach. War es wirklich vergnügt und frech gewesen? Wie konnte sie sich nur so freuen! Verstellung war es gewesen, ein verzweifeltes Ringen mit einer tiefinnersten Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit. Und so wie jetzt, irte sie sich über-haupt in ihrem Sohn, nicht weil es ihr an besserer Einsicht fehlte, sondern weil sie zu feige war, gegen das Urteil ihres Mannes Stellung zu nehmen und ihren Sohn in seiner wahren Art zu verstehen und zu verfechten. Nun lief er bei Nacht und Nebel auf die Straße, weil man ihm zu Hause nicht eine Stunde der Erholung gönnte. Wie das an ihrer Seele riß und rüttelte, anders als dorthin das Büren ihres Mannes! Als ob irgendwo etwas Fürchterliches aufstände und ihren Sohn bedrohte.

Sie mußte nicht, was sie eigentlich da wollte; aber sie mußte mal einen Blick in die „Bude“ ihres Sohnes werfen. Unter dem Verbot, ihn nicht zu hören, hatte sie sich die ganze Zeit nicht hineingetraut. Aber nie war ihr der kleine Raum so wißig und über-sichtlich! Selbst das elektrische Licht machte ihn nicht freundlicher. Wenn auf dem Tisch wenigstens eine Blume gestanden hätte. — Doch nichts als Bücher in Haufen; Bücher und Schreibhefte noch auf dem Stuhl und dem Fensterbrett und auf dem kleinen Schrank sein Abendbrot, unberührt.

Auch die Schublade des Tisches war so voll, daß er sie nicht mehr hatte zuschieben können: lose Blätter mit Notizen, Aufsätze, Redenshäfte und obenaufliegend ganz nach hinten geschoben, ein großer, zusammengewürfelter Briefbogen: „Liebe Eltern!“

Frau Markwart mußte sich setzen. Ihr wurde schwach. Aber sie riß sich zusammen und las:

„Liebe Eltern! Es ist nun so. Ich werde Euch sehr enttäuschen und im ersten Augenblick großes Herzleid verursachen; doch wenn alles vorbei ist, werdet Ihr es vergessen und einsehen, daß ich nicht anders konnte. Dies Examen ist mir fürchterlich. Es hat mir das Leben verleidet und alle meine Energie gebrochen. Unter diesen Umständen hat es keinen Zweck, daß ich erst hineingehe. Morgen früh verlasse ich das Haus und kehre nicht wieder. Das Geld für den Revolver muß ich mir von Walter Harburg borgen. Seid so gut und gebt es ihm wieder. Sonst habe ich keine Schulden. Glaubt nicht, liebe Eltern, ich wäre leichtsinnig drauflos gegangen! Ich habe im Gegenteil alles bedacht und überlegt! Vater würde immer nur durch mich enttäuscht werden, auch wenn er das Geld, mich studieren zu lassen, an mich wenden wollte. Ich bin kein großes Licht; ich bin aber auch kein Streber. Ueber den Durch-schnitt tume ich wohl nie hinaus. Sonst wäre ich ja gern Arzt geworden, weil ich dachte, daß ich dann auch mein Scherlein zur Verringerung der großen sozialen Not beitragen könnte; aber“

Hier brach es ab, so kurz, daß es der Mutter war, als hätte sie einen Knall. Es war jedoch nur ein Geräusch an der Tür. Da barg sie den Brief in ihrer Tasche, drehte eilig das Licht aus und hastete, um zu öffnen. Beim Schein der Lampe auf der Diele sah sie ihren Sohn auf dem Treppenschritt, den Hut in der Hand, das Haar feucht und zerweht, das junge Gesicht wie gealtert und verfallen. Aber in der kurzen Zeit, die sie gebraucht hatte, um aus seiner Bude zu ihm zu gelangen, hatte alle Feigheit ihrer weiblichen Seele sich zu Heldeutem gewandelt. Mit einem Wälzeln, das siegreich über ihre Angst hinwegging, zog sie ihn herein.

„Ich hätte dich kommen, mein Junge! Na, hast du ein wenig Luft geschmeckt?“ Als wäre sie bösig und belagert, so sprach sie ihm das zer-würte Haar, das sich unter ihren Händen zu Strahlen schien, nach hinten. „Hast du mit mir allein gar nicht schmecken wollen. Komm, setz dich ein bißchen zu mir! Ich mache eine Tasse warmen Tee. Gehehen hast du wohl schon?“

Er schüttelte den Kopf, verstört und bestürzt.

„Nicht? Desto besser. Dann essen wir noch zusammen.“ Apathisch ließ er es geschehen, daß die Mutter ihm den Hut aus der Hand nahm und an die Garderobe hing. Als sie ihn dann aber mit fort-zog, stieß er rauh hervor: „Ist Vater zurück?“

„Bewahre! Auf den ist fürs erste auch noch nicht zu rechnen.“

Ueber dem Tisch, in der Wohnstube, brannte das helle Licht der Hänge-lampe. Im Nu war er wie für einen lieblichen Gast gebedt, und die Frau trug auf, was sie vorrätig hatte. Dabei sprach sie munter darauf los, als sähe sie nicht, wie der schmale, blaße Jüngling in der Sofoade das Gesicht in den Händen vergrub und nicht ein Wort erwiderte.

„So Heinz, bitte! Nimmst du Rum? Ja? Ich auch ein bißchen. Das ist doch mal was, solch eine gemüthliche Tasse Tee mit seinem großen Jungs! Nun laß dir's aber auch schmecken.“

Nein, sie durfte jetzt nicht auf das verzweifeltes Ringen in seiner Seele achten; lächeln mußte sie, denn hinter ihm stand etwas Dunkles, Schattens-haftes mit bleichen Händen, die sich auf ihn legen würden, sobald sie ihre Freudigkeit verlor und das Licht ihrer Mutterliebe auch nur einen Augenblick nicht leuchten ließe.

Sich neben ihn setzend, legte sie ihm vor. „Ist dein Tee so recht? Hier, ein weiches Ei, ganz frisch. Du bist mir mächtig abgemagert, mein Junge, bei diesen gräßlichen Examenarbeiten! Ich begreife nicht, wie du und der Vater euch so darüber aufregen könnt.“

„Ich — rege mich nicht auf, Mutter!“

„Dann desto besser.“ Die Frau lächelte, obgleich der Ton seiner Stimme ihr ins Herz schnitt. „Aber du „oohst“ doch, als ob es um dein Leben ginge!“

Ein mühsam unterdrücktes Stöh-nen.

Frau Markwart wäre am liebsten aufgesprungen und hätte ihren Sohn an sich gerissen; aber sie begwang sich. „Solch ein Abiturientenexamen, mein Junge, ist längst nicht eine Lebensfrage; höchstens eine Berufsfrage. Im übrigen kommt's auf der Welt auf den Menschen, nicht auf die Sache an, die er für sein Fortkommen zu be-dürfnis glaubt. Dieses Examen mag genöthig für unsere Söhne ein wichtiges Mittel zum Zweck sein; aber das wichtigste bleibt immer der Mensch — für uns Eltern: unser Sohn.“

Heinz war in einem Atem rot und blaß geworden. Ohne sich dessen bewußt zu werden, schlang er eines der belegten Brötchen nach dem anderen herunter.

„Du hast auch mal ein Examen machen müssen, Mutter! Da hast du dich nicht anders, ich weiß es.“

„Ja, mein Junge, ich hatte keine Eltern mehr, die mir zur Seite standen, und dann, siehst du, die Weisheit kommt einem oft über Nacht, nachdem man zuvor ein halbes Leben lang nichts als Vorurtheile, Gewohnheiten, Gelegenheitsirrtümer und andere all-gemeine Thorheiten in sich aufgestapelt hat. Auch mein Examen damals war höchstens eine Berufsfrage. Wäre ich durchgefallen, so hätte ich Buchhalterin, Telegraphenbeamtin, Wirthschaf-terin und wer weiß was noch werden können. Ein tüchtiger Mensch wird in jedem Falle sein Bestes leisten.“

Die Mutter legte den Arm um ihren Sohn. Sie sah, wie es in seiner Miene zuckte und arbeitete; aber ihr Wälzeln leuchtete ihm um so stärker an. „Nehmen wir den Fall, du fällst diesmal wirklich durch; ja, dann machst du es das nächste Mal. Oder wird es dir so schwer, wenn ein Jahr Schule auf dich zu nehmen?“

„Nein, ich sehe auch nicht ein, daß es eine Schande ist. — Aber Vater! Er müßte mir neue Opfer bringen. Bin ich sicher, daß es sich mit mir verlohnt?“

„Ach, Opfer! Was man für seine Kinder tut, ist das nicht für uns selbst getan? Und dann — machen wir uns nicht häufig ganz übertrie-bene Vorstellungen von der Wichtigkeit des Schulabschlusses für unsere Kinder? Man sollte niemand anjagen, mitzuläufen in dem großen Weirren-nen um Keimer und Würden. Du bist weder ein ungeduldig noch ein zögerer Schüler gewesen; mir ist nicht bange um dich, mein Junge! Fällst du dies Examen, gut! Um so fester steht du im nächsten. Wählst du Medi-zin studieren — in Gottes Namen!“

Bestimmt du dich aber eines anderen, auch gut. Jede Tätigkeit, zu der du dich wirst berufen fühlen, ist un-terrecht. Der Vater denkt im Grunde genau wie ich; er ist sich nur noch nicht darüber klar geworden. Nun aber Schluß! Da's die geschmeckt! Wir haben uns gründlich verstimmt. Ich schlage vor, du gehst schlafen. Morgen dann wieder frisch an die

Arbeit! Und, was ich schon immer gern wollte — bis mal was abschrei-ben, dich überdienen, so ein paar Re-benssächlichkeiten besorgen, damit du täglich ein bißchen an die frische Luft gehen kannst. So ganz unwillig sind die Lehrentenexamen, wenn es auch ein Weilschen her ist.“

Heinz sah seine Mutter in einem fort an, als sähe er sie zum ersten Male. Wie jung und hübsch sie ihm erschien und wie klug, wie unerhört klug und gut dazu! Hestig begann er mit den Augen zu zwinkern. Um seinen trotzigem Jünglingsmund zit-terte und zuckte es. Warum sich vor dieser lieben, geliebten Frau länger verstellen? Ja, er brauchte jemand, der sich um ihn kümmerte, der ihm half, ihn verstand mit seinem elenden Kleinmut und den erschlafften Ner-ven. Er fiel seiner Mutter um den Hals. Zwei, dreimal schloß sie ihn heftig auf. Dann packte er ihre Hände, schüttelte sie, küßte sie, und ohne ein Wort ging er in seine Stube. Die Mutter aber stand und lächelte, bis plötzlich ihre Tränen fielen wie Früh-lingsregen im Sonnenschein. Und die dunkle, schattenshafte Erscheinung mit den bleichen Händen, die sich nach ihrem Sohn ausgedreht hatten, zer-floß und zerrann vor dem Lichte einer großen, tapferen Mutterliebe.

Den nächsten Morgen, ehe der Herr Magistratssekretär aufs Bureau ging, hatte seine Frau eine Unterredung mit ihm, die ihn so verwunderte, daß er wortlos, wenn auch löpfschüttelnd, das Haus verließ. Aber die nächsten acht Tage ließ er sie und seinen Sohn machen, wie sie wollten. Er sagte nichts, wenn sie gegen Abend spazieren gingen, und nicht, wenn seine Frau bisweilen über Mitternacht bei Heinz auf seiner Bude blieb.

Eines Morgens dann, als ihr Sohn zur Schule ging, küßte die Mutter ihn und legte ihm die Hand auf den Kopf, als ob sie ihn segnete. Mittags kam er nachhause, blaß und aufgeregt, seine Mappe schwendend: „Mutter, Vater! Ich glaube — ich bin glatt durchgekommen!“

Wirklich, sein Zeugnis bestätigte es. Da dachte er nicht mehr an den Brief, den er in der Verzagtheit geschrieben hatte.

Bei dem Festkommern der Abitu-rianten stetzte Heinz seinem Freunde und künftigen Kommilitonen das Geld zu, das er sich vor einer Woche von ihm geborgt hatte. Später — das heißt, in der Frühe des nächsten Mor-gens, als er schon im Bett lag, um einen kleinen, glücklichen Raufsch aus-zuschlafen, gab seine Mutter dem Vater den Brief, den sie so lange in ihrer Tasche getragen hatte. „Wol-len wir ihn verkennen oder ins Fa-milienarchiv tun?“ fragte sie.

Es dauerte eine Weile, ehe der Herr Magistratssekretär ihn gelesen hatte. „Ins Archiv!“ sagte er dann. „Man kann nicht wissen, ob du ihn nicht wieder brauchst, wenn du mal deinem Manne eine andere Ueberzeugung als seine beibringen willst, du kleine, schmeiche Frau. Wo hast du bloß so zur rechten Zeit all deine Weisheit hergenommen?“

„Sie nestelte sich weich in seinen Arm: „Aus meinem Herzen, lieber Mann! Aus meinem Mutterherzen!“

Der Richter

Skizze von Hubert Kamper.

So erzählte sie.

Es war ein Morgen wie immer an den Wochentagen. Der Vater sah mit am Frühstückstisch, nur stel-mig auf, daß er so oft mit einem seltsamen Blick nach der Mutter hin-über schaute. Und als er ging, war es auch wie immer. Die Mutter ging mit ihm bis zur Korridorlücke, dann reichte sie ihm den Mund zum Kusse, aber wie der Vater heute die Mutter dabei ansah, wie er seinen Arm um sie legte, wie er sie zweimal küßte, war doch ganz anders wie sonst. Aber die Mutter war ruhig und ging wieder in ihrer gewohnten Haltung in das Wohnzimmer zurück.

Nach einer Stunde kam eine De-pesche an den Vater an. Meine Mutter öffnete nie einen Brief oder ein Telegramm für den Vater, sie kam mit der Depesche zu mir und fragte:

„Hör einmal, Kind, jetzt mußt du aufs Gericht, der Vater hat Sitzung. Du bist schon ein verständiges Mäd-chen und wirst schon wissen, wie du die Depesche dem Vater übermitteln kannst. Das Mädchen will ich nicht schicken, es ist zu neugetrig.“

Ich ging also zum Gericht, wo ich noch nie gewesen war. Was ich die hohe Halle betrat, wo die Menschen alle in seltsamer Erregung die breite Treppe hinauf- oder heruntergingen, wo die Anwälte in ihren würdigen schwarzen Talaren mit geheimniß-vollen Wappeln unter dem Arm bis- und bereiteten, aber mitten auf der Treppe in eifriger Unterhaltung san-

den, wurde es mir sehr feierlich zu-mute, als trat ich in einen Tempel, der einer mit noch unbekanntem Stil-tin gemeint wäre. Oben, wo die beiden Treppentläufe zusammenkamen, blickte mich gar ernst und doch mit einem überaus gültigen Ausdruck eine hohe, hehre Gestalt an, zu deren Fü-ßen ein junges nacktes Weib kniete und mit selbigem Vertrauen zu ihr emporschaute. Der tiefgraue, ernste Ton des Steines und die übermens-lichen Formen des Bildes füllten mich ganz voll Ehrfurcht, die sich auf meinen Vater übertrug, der hier in diesem so erhabenen Hause ein so würdiges, ja beinahe göttliches Amt hatte.

Ich wendete mich an einen der uni-formierten Diener und nannte ihm den Namen meines Vaters.

„Der hat jetzt Sitzung in der Straf-kammer, ist nicht zu sprechen.“

Als ich ihm mitteilte, daß ich eine Depesche für ihn hätte, führte er mich einen langen Korridor entlang, wo hinten an einer offenen Türe ein zweiter Beamter stand. Dieser nahm meine Depesche aus der Hand und verschwand damit in eine kleine Tür.

Ich stand da und wußte nicht, was ich beginnen sollte, mußte ich Ant-wort zurückbringen, irgendeine Be-stellung? Ich wartete, dann ging ich langsam durch die offene Tür in den Saal hinein, wo hinter einer Holz-brüstung verschiedene Menschen in stummer Erregung standen oder in Reihen auf den Bänken saßen.

Mein Blick ging gleich nach vorn, da sah ich meinen Vater, und doch war es wieder nicht der Vater. Ich kannte ihn nur, wie er mit uns im Wohnzimmer saß, wie er mit uns sang, und wie er mit der Mutter zu scherzen versuchte, mit der immer stillen und ernsten Mutter. Ich sah dann, wie er litt, daß er die gewollte Frei-heit nicht auf das Anstehen der Mutter herabbringen konnte. Aber der da sah mit dem schwarzen Bar-rett auf dem Kopfe, mit dem schwar-zen, priesterlichen Talar, der da sah unter dem großen Bilde des Kaisers war ein ganz anderer. Mit dem Manne hätte ich es nicht gewagt, ihn an den Händen zu fassen und durch das Zimmer zu ziehen, oder mit ihm Hand in Hand den Berg hinunter zu rufen, wie wir es in den Ferien ta-ten. Es war mir, als müßte ich die Hände fallen lassen.

Ein junges, und wie es schien, ar-mes Weib stand vor ihm. Was die Frau gelan hatte, konnte ich nicht verstehen, es war am späten Abend oder in der Nacht geschähen.

„Nun hören Sie einmal, Frau. Wie sind Sie dazu gekommen?“ So fragte mein Vater mit Ernst, aber mit einer seltsamen Weichheit in der Stimme, so daß die junge Frau ver-trauensvoll emporsah, wie unten das nackte Weib zu der hehren Ju-stitia. Statt einer Antwort kam eine Träne in das Auge der Frau.

„Geben Sie Kinder?“ fragte mein Vater.

„Zwei“, flüsterte das junge Weib. „Und Sie hatten kein Brot das für?“

Statt der Antwort flossen die Tränen reichlicher. Da neigte sich mein Vater zu den beiden hin, die neben ihm saßen, und sprach mit ihnen. Dann wurde mein Vater ganz zum Priester, er wandte sich an die junge Frau vor ihm und sprach mit überirdischer Milde:

„Sehen Sie, liebe Frau, bestrafen müssen wir das, aber wir wollen diesmal milde sein, einen Tag Ge-fängnis.“

Die Frau nickte.

„Und dann“, fuhr mein Vater fort, „wenn kein Brot da ist, gehen Sie den Gang nicht mehr, es gibt noch andere Wege. Sie werden einen Brief von mir bekommen.“ Die Frau ging. Nun wurde ein Name aufgerufen, der mir etwas bekannt klang, es war mir, als hätte ich den Namen schon in der Familie gehört. Zu Hause war es nicht, ich glaube, es war bei der Tante. Da wurde ein Mann vor-geführt, der dem Aeußeren nach den besseren Klassen angehörte. Nicht schüchtern stand er da, wie das junge Weib, nein, stolz, mit etwas trohen-der Gebärde. Mein Auge hing starr an meinem Vater, aber der sah nicht auf und blätterte in den Akten, nicht ein einziger Blick ging zu diesem hin. Wie er da stand mit dem schmalen, blassen Gesichte, in dem tief ein Paar schwarzer, aber etwas unruhig leuch-tender Augen lag, kam er mir etwas bekannt vor. Diesen Kopf hatte ich schon einmal gesehen. Und noch und noch tauchte mir ein Bild auf, das ich in den Händen meiner Mutter ge-sehen, die es aber huldig wieder in ein Kissen schloß, als sie mich ge-wahrte. Und ich glaubte einen feuch-ten Schimmer in ihren Augen be-merkt zu haben. Ja, jetzt wußte ich es, das war dieser Kopf.

Der Mann am linken Kopfbende

des schwarzen Tisches begann eine Anklage zu lesen, die ich nur halb verstand, nur manchmal hörte ich das Wort „falschen“ mit besonderem Aus-druck hervorlingen. Die Rede schloß damit, daß der Angeklagte doppelt straffällig sei, da er von hoher Bil-dung, und nur in Reichthum und Frevel-mut gehandelt hätte. Mein Vater stellte einige Fragen, ohne von sei-nen Blättern aufzusehen. Dann er-hob er auf einmal sein Auge, blickte eine Weile den Angeklagten an und fragte mit kurzen Worten:

„Wünschen Sie ein anderes Ge-richt?“

Ich verstand den Sinn dieser Frage nicht, aber ich sah, daß sich der Blick des Angeklagten trotzig gegen meinen Vater erhob.

„Nein, gerade dieses Gericht will ich.“

Und dann erhob er selbst eine ge-waltige Anklage. Er hätte gefehlt, aber die, die sein Glück zerstört, seien mehr schuldig als er. Das beste, was er befehlen, das einzige, was ihm nach dem Tode seiner Mutter Halt gegeben, was sein ganzes Leben be-deutet hätte, seine Liebe, hätte man von ihm gerissen. Das Leben hatte keinen Wert mehr für ihn, so hätte er sich in den Strudel gestürzt, der ihn tiefer gezogen.

Mein Vater erhob seinen Blick und blätterte in einem Aktenheft, und als der Angeklagte schwieg, wandte sich mein Vater wieder zu den beiden, die neben ihm saßen. Dann sprach er: „Der Fall liegt nicht so schwer, wie es den Anschein hat. Das Gesetz kennt auch Milde, und wir wollen für diesen Fall die Begünstigung des Gesetzes anwenden.“

Da erhob aber der Angeklagte mit einem gewissen Stolz seine Stimme: „Nichts von Milde will ich hier wissen, ich will verurteilt werden, wie jeder andere, der hier stehen muß.“

So rief er nach dem Tische hin. Ich dachte nach, was das zu bedeuten hätte, fand aber den Sinn nicht. Dann wurde das Urteil gesprochen: Gefängnis.

Es schien eine Pause angelegt zu sein.

Mein Vater verließ seinen Sitz und ging auf den Flur. Ich ging gleich hinaus zu ihm hin. In seinem Auge lag ein so sonderbarer Ernst, der mehr Traurigkeit zu sein schien. Er sah mich sehr erregt an.

„Bist Du noch da, Kind?“ sagte er mit seiner weichen Stimme.

„Ich wollte warten, Papa, wegen der Depesche.“

„Ach so, die Depesche“, sagte er zerstreut, „die hat keine Bedeutung, ist von meinem Bruder.“

„Aber“, fügte er nach einer Weile hinzu, „sage der Mama, daß ich heute nicht zum Essen komme. Wir wer-den uns erst morgen sehen. — Nun geh, liebes Kind.“ Und dabei küßte er mich.

Als ich wieder zu Mama kam, erzählte ich ihr, daß ich am Gericht ge-wesen, wo der Vater als Richter saß. „Und was hast Du da gebüßt?“ frug die Mutter.

„Ich habe gehört, daß der Vater sehr gut ist. Einer armen Frau, die etwas gelan hatte, was ich nicht ken-ne, will er Brot geben, und einen anderen Mann wollte er frei geben, der bestand aber auf seiner Strafe, wie auf seinem Recht. Eigentlich war es kein Mann, ein Herr war es. Die Tante hat einmal seinen Namen ge-nannt, er hieß —“

Und als meine Mutter den Namen hörte, fiel sie mit einem Aufschrei auf das Weib.

„Was das heute?“ Dann wußte sie ihr Gesicht in die Rippen, und ich hörte sie weinen und schluchzen.

Wie Sprichwörter in neuer Um-wandlung.

Nach gelanter Arbeit ist gut ruh'n, sagt der Rentner und geht vormittags spazieren, damit er nachmittags frei ist.

Was nicht dein ist, das laß liegen, sagte die Bauersfrau, da sah er ein paar Kinder in den Schmutz fallen.

Morgenstunde hat Gold im Mund, sagte der Student, da wachte ihn der Geldbriefträger.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, sagte der Kapitän, da machte Herr Krug seine zweite Nordlandreise mit ihm.

Schweigen ist Gold, sagte der Gauner, da hatte er einPortemonnaie mit Goldblenden gefunden.

Wer nicht hören will, muß fühlen, sagte der Veterinär, da fühlten die Hausbewohner in ihren Taschen nach Frennigblenden, um ihn los zu wer-den.